

Die Rechte der Toten

Forensische Knochenleser verrichten harte Arbeit. Dies vor allem in Lateinamerika, wo trotz dem Ende der Militärdiktaturen auch heute noch täglich Menschen verschwinden. Vom Glamour der Fernsehserien wie «CSI» ist dabei gar nichts zu spüren. VON ANNE HUFFSCHMID

Es sei wissenschaftlich unmöglich, dass in jener Septembarnacht auf der Müllkippe ein so riesiges Feuer entfacht worden sei. Also riesig genug, um die toten Körper von über 40 kräftigen jungen Männern so lange zu verbrennen, bis nichts als Asche von ihnen bleibt. Das Gesicht der Forensikerin Mercedes Doretti ist angespannt, als sie an diesem Februarvormittag im vollbesetzten Saal in Mexiko-Stadt die kurze Erklärung verliest: technisch gehalten, ohne Wertung, ohne Anklage. Der Befund aber hat es in sich. Denn er straft die offizielle Version Lügen, laut der genau das auf besagter Müllhalde geschehen und der Skandal von Ayotzinapa damit endlich aufgeklärt ist.

Bis 30 000 Verschwundene

Es sind diese scheinbar technischen Details, die in der forensischen Arbeit zum Politikum werden. Denn die Szene spielt vor der internationalen Presse, und Doretti ist die Leiterin des weltberühmten argentinischen Forensikteams, das auf Bitten der Familien der Verschleppten aus Ayotzinapa als unabhängiger Gutachter ermittelt. Der Name des kleinen Dorfes in Süd Mexiko ist weltweit zum Emblem für die katastrophale Menschenrechtslage in Mexiko geworden: Polizisten hatten im Morgengrauen des 26. September 2014 protestierende Studenten aus einem Landlehrerkolleg aus eben jenem Dorf attackiert, einige erschossen und 43 von ihnen mitgenommen. Seit dieser Nacht gelten die jungen Männer als verschwunden.

Im Unterschied zu den meisten Ländern Süd- und Mittelamerikas hat Mexiko nur zu Beginn des 20. Jahrhunderts

eine Militärdiktatur und einen Bürgerkrieg durchlitten. Und doch verschwanden hier in der Gewalteskalation der letzten Jahre mehr Menschen als zur Zeit der Diktaturen – zwischen 25 000 und 30 000, schätzt die chronisch unberechenbare Statistik. Mexikanische Behörden sind bei vielen Familien diskreditiert, die Erwartungen an die ausländischen Experten seien überwältigend, sagt Mercedes Doretti, eine energische Mittfünfzigerin, im Gespräch. «Manchmal mag ich nicht einmal die Zeitung aufschlagen.» Das aber hat sie schon vor dreissig Jahren nicht davon abgehalten, sich in das Grenzgebiet zwischen Lebenden und Toten zu begeben.

Denn forensische Anthropologen fungieren als Mittler zwischen Namen von Vermissten, zu denen es keine Körper gibt, und namenlosen Körpern, die aus Massengräbern geborgen werden. Im Unterschied zu Gerichtsmedizinern, die sich mit weichem, oft noch erkennbarem Gewebe von Toten beschäftigen, haben sie es mit jenen 206 Knochen zu tun, die unser aller Innerstes ausmachen und zu Lebzeiten doch kaum jemals sichtbar sind. TV-Serien wie «Bones» und «CSI» haben den forensischen Knochenlesern einen gewissen globalen Glamour verliehen. Dabei ist die Arbeit zwischen dreckigen Gräbern und sterilen Laboren, verzweifelten Angehörigen und gleichgültigen Behörden denkbar unglamourös.

Schon die Rede vom Verschwinden sei ein Euphemismus, sagt Maco Sogliana vom Equipo Argentino de Antropología Forense, kurz EAAF. Kein Körper löst sich ja in Luft auf, die Überreste von Entführten und Ermordeten verrotten in der Erde oder auch, wie bei den Todesfliegern in Argentinien oder Chile, am Meeresgrund.

Forensik der Menschenrechte

Die bleiernen Jahre der Militärdiktatur waren 1984 in Argentinien gerade vorüber, und die etablierte Gerichtsmedizin zeigte wenig Interesse, in den Trümmern der Vergangenheit zu stochern. Die politische Klasse war mit dem «Übergang zur Demokratie» vollauf beschäftigt. Nur die Mütter der *desaparecidos*, der vielen tausend jungen Männer und Frauen, die die Junta entführen, foltern und verschwinden liess, weigerten sich, zur neuen politischen Tagesordnung überzugehen. Auf ihr Betreiben kam ein Forensiker aus den Vereinigten Staaten ins Land, der als Gutachter zum Gerichtsprozess gegen die Junta-Generäle beitragen sollte. Clyde Snow hiess der rustikale ältere Herr, der kaum jemals ohne Cowboystiefel und Texanerhut auftrat. Er suchte zunächst nach Helfern, die mit ihm auf Friedhöfen nach verdächtigen Körpern gruben – an diesen wollte er beweisen, dass die Toten nicht aus der Ferne bei Feuergefechten, sondern durch Kopfschüsse aus nächster Nähe ums Leben gekommen waren.

Ein paar Medizin- und Anthropologiestudenten fingen Feuer bei der Arbeit mit dem Texaner. Fasziniert verfolgten sie im Gerichtssaal im April 1985, wie Clyde Snow erstmals einen Schädel an die Wand projizieren liess und der irritierten Zuschauerschaft erläuterte, dass der Kopf von einer verschleppten und von ihm soeben identifizierten jungen Guerillera stammte, dass Einschusslöcher auf eine Hinrichtung schliessen liessen und ihre Beckenknochen darauf, dass die Frau vor ihrer Ermordung ein Kind geboren haben müsse. «Ein Opfer kann keine besseren

Zeugen beibringen als seine eigenen Knochen», lautete Snows Credo.

Wendepunkt Genanalyse

Die forensische Anthropologie hatte sich als eigene Disziplin in den USA erst in den 1970er Jahren herausgebildet, als Synthese aus Kriminalistik und anthropologischer Menschenkunde. In Argentinien kam nun zur Analyse die aktive Suche nach den verschleppten Körpern. Es galt, selber in der Erde zu wühlen und dabei archäologische Umsicht walten zu lassen. So kam die Archäologie ebenso ins Spiel wie historische Kontextrecherche in Akten und Archiven. Am wichtigsten aber waren die Gespräche mit den Familien der Verschleppten, um sich ein Bild vom Leben und Tun der Abwesenden zu machen.

Die forensischen Techniken haben sich im Lauf der Zeit verändert. Zentraler Wendepunkt war die Nutzung der Genanalyse, nachdem es Ende der 1990er Jahre gelungen war, aus dem Genmaterial der Knochen die DNA zu extrahieren. Nach und nach begann man die Genprofile in die Analyseroutinen einzuspiesen. Zuvor war man zur Identifizierung auf Röntgenaufnahmen, Zahnprofile oder die rein bioanthropologischen Analysen angewiesen gewesen. Nach einer landesweiten Kampagne, mit der man seit 2007 bei Angehörigen um die Abgabe einer Blutprobe geworben hatte, wurde der massenhafte Abgleich zwischen Knochen-DNA und den mittlerweile mehr als viertausend Genprofilen von Verschwundenen möglich.

Professionelle Empathie

An die 630 Körper konnten die argentinischen Forensiker in ihrer Heimat bereits identifizieren. Das ist zweifellos ein ungeheurer Erfolg – und doch umfasst diese Zahl nur einen Bruchteil der rund 10 000 namentlich registrierten *desaparecidos*. In den Arbeitsräumen des EAAF lagern etwa 700 namenlose Gebeine, die zu Menschen gehören, deren Verwandte bisher keine Blutprobe abgegeben haben.

Natürlich ist die Technologie bei der forensischen Arbeit von zentraler Bedeutung. Die wichtigste «Technik» aber ist das Vertrauen zu den Angehörigen der Opfer. Empathie wird dabei zum professionellen Prinzip: «Ich versuche immer, mich an die Stelle des anderen zu versetzen, so mit ihm umzugehen, wie ich mir wünschen würde, dass man mit mir umgeht», erklärt Mercedes Salado Puerto. Die gebürtige Spanierin ist vor über zehn Jahren zum EAAF gestossen. Die grösste Gefahr lauert nicht so sehr im Aushalten des dauernden Schreckens, sondern in der Abstumpfung, der Routine. «Wenn ich eines Tages merken sollte, dass mir nicht mehr weh tut, was

ich sehe und höre, dann ist es Zeit, ein Paella-Restaurant aufzumachen.»

Vertrauen basiert auf vorbehaltlosem Respekt, ohne alle Simulation oder Heuchelei – ob nun im urbanen Buenos Aires oder in einer abgelegenen Dorfgemeinde. «Wir behandeln die Leute nicht als Kleinkinder», sagt Luis Fondelbrider, heute Vorsitzender des Forensikerkollektivs. «Wir hängen uns nicht irgendwelche Ponchos um, sondern wir nehmen die Leute ernst und stellen horizontale Beziehungen her.» Horizontalität bedeute dabei auch, in den Toten nicht nur arme Opfer zu sehen, sondern auch politische Subjekte, die in Argentinien wegen ihres – oftmals auch bewaffneten – Engagements ermordet wurden. Ein wichtiger Grundsatz sei es, «niemals zu urteilen» über das, was die Verschwundenen zu Lebzeiten getan haben mögen. Es geht den unabhängigen Forensikern nicht um die allzu häufig betonte «Unschuld» von Opfern, sondern um die Würde der Toten. Und um deren Rückholung, so seltsam sich das anhören mag, in die soziale Welt. Dazu gehört auch, wie die argentinische Forensikerin und Philosophin Celeste Perosino vorschlägt, sich den toten Körper als «Rechtssubjekt» vorzustellen. Seine Rechte – etwa auf Identität oder auf grösstmögliche Vollständigkeit – müssten noch postum geltend gemacht werden. Juristisch gesehen hängt das nicht notwendig vom Bewusstsein über die Rechtsverletzung ab, wie die junge Frau erklärt: «Wenn irgendwo auf der Welt schlecht über dich gesprochen wird und du davon nichts mitbekommst, wird trotzdem dein Ruf beschädigt. Dasselbe passiert mit den Toten: Auch wenn sie keine Information mehr verarbeiten können, so werden sie doch geschädigt.»

Das Fachwissen des EAAF ist weltweit gefragt. In fast fünfzig Ländern waren die Argentinier bereits im Einsatz. Zunächst vor allem in den Nachbarländern wie Chile und Peru, El Salvador und Kolumbien. Seit den 1990er Jahren dann auch im Nordirak und in Äthiopien, Kongo oder Osttimor, Südafrika oder Vietnam.

Nach den europäischen Balkankriegen, auf deren Schlachtfeldern Zehntausende ihrer Identifizierung harren, hat sich die forensische Anthropologie als Suchtechnologie für Verschwundene über Uno-Institutionen Mitte der 1990er Jahre dann auch international etabliert. Lateinamerika aber bleibt die Hochburg einer regierungsunabhängigen Forensik. So gründeten Experten bald auch in anderen Ländern Süd- und Mittelamerikas eigenständige Teams nach dem Vorbild der Argentinier.

Das Beispiel Guatemala

Eines der ersten Einsatzgebiete des jungen Teams war Anfang der 1990er Jahre Guatemala. Der Bürgerkrieg in dem

kleinen mittelamerikanischen Land hatte in drei Jahrzehnten mehr als 200 000 Menschen das Leben gekostet. Weitere 45 000 gelten bis heute als «verschwunden». Die meisten von ihnen wohnten in einem der sechshundert Maya-Dörfer, die vom Militär in den 1980er Jahren mit Terror überzogen wurden; Überlebende verscharrten die Leichen notdürftig, bevor sie in die Berge flohen. Erst lange später begannen forensische Suchtrupps, gleichfalls von einer Snow-Visite animiert, mit der Bergung der ersten Toten.

Ein paar tausend identifizierte Gebeine konnte die guatemalteckische Stiftung für Forensische Anthropologie (FAFG) den Dorfgemeinden bereits für eine würdevolle Bestattung überreichen. Der Sitz der Stiftung, mit über 100 Mitarbeitern die grösste auf dem Kontinent, ist imposant: Hinter einer Sicherheitschleuse – die Organisation erhält regelmässig Drohungen aller Art – erstrecken sich Büro- und Lagerräume, ein voll ausgestattetes Genlabor und, als Herzstück, das Knochenlabor. In einem weitläufigen Raum sind hier auf Dutzenden von Tischen Skelette ausgebreitet, Knochenfragmente aus Papptüten werden sortiert und unter Mikroskope gelegt.

Fredy Peccerelli sieht nicht gerade aus, wie man sich einen Menschenrechtler aus Mittelamerika vorstellen mag. Der bullige FAFG-Chef mit Sonnenbrille und Smartphone im Dauereinsatz hat seine Jugend in den USA verbracht und ist seither immer wieder dort. «In New York fand ich es phantastisch zu sehen, welche Anstrengungen unternommen wurden, noch das letzte Knochenfragment aus den Twin Towers zu identifizieren», erinnert sich Peccerelli. Genau dasselbe hätten die Opfer des guatemalteckischen Staatsterrorismus auch verdient.

Auf dem waldigen Gelände des Friedhofes La Verbena in Guatemala-Stadt spielen kleine Mädchen Fussball. Grob gemauerte Nischenwände säumen die kopfsteingepflasterte Friedhofsstrasse. Urnen in verblichenem Türkis, Gelb oder Blau sind in die Nischen gefügt, mit Namen und Daten versehen, einige roh, andere mit frischem Grün und Plastikblumen versehen, dazwischen leere Kästen. Vor ein paar Jahren hat die FAFG mitten im Friedhofswald ein Camp aufgeschlagen. An die 900 Gebeine wurden aus dem Ossarium geholt, alles anonym Bestattete, die auf das Profil der *desaparecidos* passen. Denn anders als die Verscharrten in den Maya-Dörfern, die einer eingrenzenden Gruppe angehören («wie bei einem Flugzeugabsturz», erklärt Peccerelli trocken), wurden politische Aktivisten auch in Guatemala erst verschleppt, dann gefoltert, umgebracht und im ganzen Lande entsorgt. Ihre Körper wurden meist als Namenlose auf regulären Friedhöfen verscharrt. Diesen mühsam aus den Knochenbrunnen ge-

borgenen Überresten sollen in einem aufwendigen Verfahren nun DNA-Proben entnommen werden. Erst aber schrubben und inventarisieren in dem riesigen Arbeitszelt junge Mitarbeiter Tausende von Knochen unterschiedlicher Grösse, Schädelstücke und auch Kleidungsstücke. Halbvermoderte Männer-Unterhosen und Kinder-T-Shirts hängen in der unter dem Zeltdach gestauten Hitze auf Wäscheleinen.

Sich Schädeln nahe fühlen

Kosten-Nutzen-Rechnungen wären hier fehl am Platz. Es geht darum, «das Unmögliche zu versuchen», wie Peccerelli sagt. Auch wenn man wisse, dass man nicht alle finden werde, müssen sie sie doch alle suchen. Gerade ein halbes Dutzend konnte bisher namentlich zugeordnet werden. Einer von ihnen ist Amancio Samuel Villatoro, der 1984 als Gewerkschafter und junger Familienvater entführt worden war. Sein schon vor Jahren exhumiertes Skelett wurde von der FAFG als erster politischer Verschwundener identifiziert.

«Als sie uns sagten, dass er wieder aufgetaucht sei, wollte ich ihn sofort sehen», erzählt sein Sohn Samuel. Dem schmächtigen Enddreissiger bricht die Stimme, als er sich an das Wiedersehen erinnert. Es sei seltsam gewesen, aber beim Anblick des Schädels habe er eine «grosse Nähe» verspürt. Anders als die meisten Familien wollte ihn Samuel nicht wieder unter die Erde bringen. So liegen die Gebeine des Vaters in einem improvisierten «Museum» im Vorraum der Stiftung aufgebahrt in einer beleuchteten Vitrine, drapiert auf rotem Tuch. Nicht alle Familienmitglieder seien von der Zurschaustellung überzeugt, räumt er ein. Aber der Vater sei so lange in dunkler, kalter Erde verscharrt gewesen, dass man ihn jetzt nicht dorthin zurückbringen und damit auch seine Geschichte wieder begraben wolle. An der Wand ist hinter Glas auch die mit dem Körper exhumierte Jeans ausgestellt. Eine Todesursache hat man indes nicht feststellen können. Das ist für Samuel eher beunruhigend. «Dann spielt die Phantasie verrückt: dass sie ihn womöglich lebend begraben haben.»

Das Leid der Mütter

An der äussersten Nordgrenze Mexikos, da, wo ein meterhoher Zaun Amerika durchschneidet und die Grenzstadt Ciudad Juárez in die Wüste übergeht, lebt die Mexikanerin Bertha García. Die kleine, drahtige Frau ist Ende vierzig, sieht aber älter aus. Grau ist sie geworden seit jenem Januartag vor fünf Jahren, als die Tochter von der Arbeitssuche nicht wieder nach Hause kam. «Seither ist nicht ein Tag vergangen, an dem ich sie nicht gesucht hätte.» Erst alleine, dann zusammen mit anderen

Müttern. Auf dem Sofa im eingezäunten Häuschen am Stadtrand von Juárez toben vier Knaben herum. Der Kleinste ist ihr Enkel. Kevin war gerade einen Monat alt, als seine Mutter verschwand. Seitdem ist sie für ihn *la reina*, die Königin, eine fiktive Figur.

Eigentlich sollte die Suche ein Ende haben, als die lokalen Behörden Bertha zwei Schädelfragmente übergaben, die als von ihrer Tochter stammend identifiziert worden seien. Für Bertha aber ist nichts zu Ende. Nicht nur, weil es so unglaublich ist, dass zwei lächerliche Knochenstücke alles sein soll, was von ihrer Tochter bleibt, sondern auch, weil es glaubhafte Hinweise gibt, Videoaufnahmen, dass sie in den USA gesehen worden ist, möglicherweise in den Fängen des Frauenhandels. Die Behörden haben die Spur gar nicht verfolgt.

Auf Bitten der Familie hat Bertha widerwillig zugestimmt, die Schädelstücke provisorisch beizusetzen. Auf dem Friedhof am anderen Rand der Wüstenstadt erstreckt sich in struppigem Gelände ein Meer aus verblichenen Gräbern, geschmückt mit ewig bunten Blumen, ein paar Heiligenfigürchen, über allem heisse, staubige Sonne. Im Schatten eines der wenigen Bäume liegt eine Betonplatte, in blassen Lettern steht «Brenda Berenice» auf einem schief gezimmerten Kreuz und ein Datum. «Da ist deine Königin», sagt Bertha zu ihrem Enkel. Geschäftig drapiert der Fünfjährige gelbe Streublumen am rohen Beton. Dann soll er, extra für die Besucher, das Transparent aus dem Wohnzimmer über das Kreuz hängen: «Helft uns, sie zu finden», ist unter der Foto eines lächelnden Teenagers zu lesen.

Hilfe erhofft sich Bertha, wie so viele ihrer Landsleute, vor allem von «las argentinas», den Argentinierinnen.

Ruf nach «den Argentinern»

Das argentinische Team kam zum ersten Mal vor über zehn Jahren in die berüchtigte Stadt im Norden Mexikos, in der über Jahre hinweg Hunderte junger Mädchen verschwanden, massakriert und im Wüstensand verscharrt wurden. Auf Drängen einer lokalen Mütterorganisation wurden sie eingeladen, weibliche Leichname zu identifizieren. In akribischer Kleinarbeit durchforsteten sie erst Akten, dann Fundstellen und Knochenreste, nahmen Blutproben und konnten so mehr als 30 Frauenkörper identifizieren. Vor allem aber gewannen sie das Vertrauen der Familien. «Die hatten eine völlig andere Sensibilität», erinnert sich Norma Ledezma, deren eigene Tochter zu den Opfern gehörte. Auch die Anwältin Ana Lorena Delgado, die damals mit dem EAAF zusammenarbeitete, spricht von der ungewohnten Nähe zwischen Forensikern und Familien. «Es war das erste Mal, dass man ihnen als Menschen zugehört

hatte.» Der Juárez-Einsatz hat die Argentinier im Land bekannt gemacht. Zum Leidwesen der mexikanischen Behörden wird seither immer da, wo Menschen verschwinden und Überreste zu identifizieren sind, der Ruf nach «den Argentinern» laut.

Für diese wiederum bedeutet Mexiko eine neue und beklemmende Erfahrung. Systematische Gewalt gegen politische Gegner oder später auch ethnische Säuberungen wie im Balkan und in Rwanda waren ihnen bekannt. Hier aber hatte man es mit dem unberechenbaren Terror der organisierten Kriminalität zu tun, mit Banden und Kartellen, die um Märkte und Einflussgebiete konkurrieren, dabei oft verbandelt sind mit korrupten Polizisten und Funktionären. Neu ist auch die zeitliche und räumliche Nähe zu Taten und Tätern. Es ist eine andere Dynamik, einen Menschen zu suchen, der vor dreissig Jahren verschwunden ist, als einen, der letzte Woche verschwand, so EAAF-Chef Fondebrider.

Im Herbst 2014 kam der Hilferuf der Eltern von Ayotzinapa. Mit einem vielköpfigen Team diverser Nationalitäten und Disziplinen durchforstete der EAAF die verfügbaren Akten, nahm Boden- und Blutproben und wies darauf hin, wie komplex die wissenschaftliche Untersuchung sei. Dessen ungeachtet verkündeten die staatlichen Behörden schon Anfang 2015 ihren finalen Befund, laut dem die Verschleppten auf einer Müllhalde zu Asche verbrannt wurden und somit für immer unauffindbar sein werden. Dies sei, so der entnervte Bundesstaatsanwalt vor den Reportern, nun einmal die «historische Wahrheit» und somit das Ende der Geschichte. Der EAAF reagierte zunächst mit einem nüchternen Sachbericht, in dem eine Reihe von Ungereimtheiten, Lücken und Widersprüchen der offiziellen Ermittlungen dargelegt wurden. Nun platze der Bundesanwaltschaft der Kragen: Die Argentinier operierten «eher mit Spekulationen als Gewissheiten», überschritten ihre Kompetenzen und verfügten nicht einmal über ausreichendes Fachwissen. Derart hatte sich weltweit noch keine einzige Regierung mit dem Expertenteam angelegt. Selbst regierungsnahe Medien hielten die Angriffe auf die renommierten Ausländer für unklug: «Die Argentinier sind weder Hexer noch Heilige, sie sind Techniker, die über etwas verfügen, was dieser Regierung fehlt: Glaubwürdigkeit», kommentierte eine Zeitung. Unübersehbar wurde am Eklat, wie lästig «die Techniker» für die gewohnten Mühlen von Verdrängung und Verschleppung sind.

Der identifizierte Student

In Mexiko ist zumindest einer der 43 verschwundenen *muchachos* tatsächlich zweifelsfrei identifiziert: Ein Knochen-

fragment und ein Stück Zahn aus einem Haufen menschlicher Aschereste wurden vom EAAF zum Gen-Check in ein Labor in Innsbruck geschickt. Als Wochen später die Nachricht kam, dass die Bruchstücke zu dem 21-jährigen Alexander Mora gehören, stand das im diametralen Gegensatz zur Losung, die seit jener Septembarnacht auf Strassen und Plätzen in ganz Mexiko wiederhallte: «Lebend haben sie sie mitgenommen, lebend wollen wir sie wieder» (*vivos se los llevaron, vivos los queremos*). So verzweifelt wie hartnäckig beharren die Eltern der Vermissten darauf, dass ihre Söhne am Leben seien und alle anderslautenden Versionen des Staates nur darauf abzielten, den lästigen Fall endlich zu den Akten zu legen. Nun aber bewiesen zwei winzige Körperteile, dass zumindest einer von ihnen definitiv nicht mehr zurückkehren würde. Was sie indes nicht beweisen: die offizielle Version des Müllhalde-Massakers. Aktivisten und Reporter verlangen in Mexiko derzeit vor allem Zugang zu den Krematorien von Militärstützpunkten.

Die Identifizierung des jungen Alexander bedeutet für seine Familie nicht etwa Erleichterung, sondern den ultimativen Beleg dafür, dass man sich in einem Krieg mit den Machthabenden befindet. «Auf dass mein Tod nicht umsonst gewesen sein mag», heisst es in einem Brief, den sie kurz nach dem Befund in Umlauf brachten: Der einstige *desaparecido* wird zum Märtyrer – für seine Familie und seine *compañeros* vermutlich die einzig erträgliche Transformation. In einem Land wie Mexiko, in dem Menschen gerade erst und auch weiterhin verschwinden, geht die Gewissheit über Gene und Gebeine nicht notwendig mit Seelenfrieden, Trauerarbeit und erst recht nicht mit sozialer Befriedung einher.

Die Arbeit an den Knochen widersetzt sich dem Gespenstischen des Verschwindens. Verschwundene können aus dem Zwischenreich erlöst und wieder «unter die Menschen» gebracht werden. Aus Untoten, den *desaparecidos*, werden Tote, die als soziale Wesen allerdings erst in dem Moment erkennbar werden, in dem man sie für tot erklären kann.

Menschsein rekonstruieren

So ist die forensische Knochenarbeit auch eine Art «zeitgenössische Archäologie», ein Konzept der Kulturwissenschaftler Victor Buchli und Gavin Lucas. Denn sie legt nicht Bruchstücke vergangener Zeiten und Kulturen frei, die für eine verlorene Ganzheit stehen. Sondern sie konstituiert ein Menschsein, das schon ausgelöscht schien. Damit weist sie weit über die Einzelnen hinaus und auch über die unbarmherzige Statistik. Denn wo Terror System hat, lässt ein einziger entzifferter Körper stets auch

Rückschlüsse auf Muster der Gewalt zu.

So ist jeder gelöste Fall, jede einzelne Restitution, immer auch ein kleiner Sieg über den lähmenden Mythos des Verschwindens. Schon die «blosse Möglichkeit, die Identitäten zu rekonstruieren, stellt die Gültigkeit des Euphemismus infrage», schreibt Maco Somigliana vom EAAF. Die kleinen Dinge, die noch so unscheinbaren Fakten und Fragmente, werden Sand im Getriebe der Menschenvernichter – und auch der Verkünder «historischer Wahrheiten».